Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 4

Artikel: "10000 Meilen im Sattel"

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634459

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Sagt, findet ihr Gefallen an euch?" fragte der Schmied plötzlich in die Stille der Stube hinein. Jochen erschrak und sah den andern an. Er erwartete ein böses Grinsen dieses Fremden, der seinen Arm um Aennes Hüften gelegt hatte. Aber er hörte nichts. Er gewahrte nur das ernste, zerfurchte Gesicht des Schmieds, das ihm in diesem Augenblick unendlich alt und müde erschien. Seine Blicke zielten wie in nachdenksamem Verzicht irgendwohin in die dunkle Ecke des Gemachs. Die Zähne saßen hart hinter den gespannten Lippen. Und jetzt nickte er einige Male ganz versonnen mit dem Kopfe. Sein Arm sank nieder und schlug knöchern an den Stuhl.

Nachdem sie den Bauer begrüßt hatten, wurden ihnen die Nachtlager gezeigt. Heu, gleich neben den Schlafstätten von Gesinde und Herrschaft. —

„Ihr habt euch dennoch gern!" flüsterte der Schmied, als Aenne gegangen war und die beiden niederknieten, um ihr Lager zu bereiten. Der Duft des frischen Heus legte die ganze Müdigkeit wiederum auf die zerschundenen Glieder. Er umschloß sie wie eine verfängliche Zärtlichkeit. Er benahm ihnen langsam die Sinne.

Der Traum rückte wie ein heimlicher Wicht vor Jochens geschlossene Augen und lauerte, und plötzlich machte er einen entscheidenden Sprung und saß mitten in den Augen drin. Da sagte der Traum mit seinem grellen Licht: Schau her! Und er zeigte Jochem ein unermeßliches, helles Feld, das ein schwarzer Wald umsäumte. Jochen selbst lag am Rande des Waldes und war geschlagen von einer langen, bösen Wanderung. Er schaute geblendet auf das überlichtete Feld, in dessen Mitte die Bauern arbeiteten. Er sah Aenne darunter. — Aus der ungeheuren Dunkelheit des Waldes aber trat ein Mann, das war der Schmied. Dieser pfiff durch seine Finger, daß es im Kopfe schmerzte — und Aenne löste sich von der Gruppe der Bauern und kam auf langen Wegen immer näher, bis sie der Schmied um die Hüfte faßte. Der Wald stand hinter den beiden und öffnete seine schwarzen Arme. Nein! schrie Jochen auf. Laß die! Er stützte sich hoch und sah nur noch die Schwärze des Waldes um sich.

„Du armer, dummer Junge! Hast wohl noch Hunger?" meinte der Schmied, als Jochen aufrecht auf seinem Heulager saß und in die Dunkelheit der Scheuer starrte. Die Nacht lag tief im Raum, und das Heu duftete süß und schwer. Das Herz des jungen Menschen schlug erregt; es war, als poche es in wilder Verzweiflung empor, um nicht tief in dem weichen Lager zu versinken.

„So geht es auch mir oft", fuhr der Schmied fort. „Der Hunger ist ein böser Peiniger, und die Müdigkeit des Körpers ist nicht immer die des Kopfes. Ich bin schon durchs Land gegangen wie ein Irrsinniger, und die Leute dachten, ich sei betrunken. Und wenn man am Wegrand sitzt, glaubt man, die ganze Welt liefe wirr an einem vorüber. Man macht ein verwegenes Gesicht und ist so weich im Innern! Geht es dir auch so?"

„Ja", sagte Jochen müde und legte sich zurück. Er hörte den Schmied kaum noch in seiner Rede, schlief ein und verstand nichts mehr.

„Nur wenn ich an einem Brunnen Wasser trinke und in den Spiegel des Brunnentrogs schaue, weiß ich, wie es wirklich um mich steht. Hast du mein Gesicht vorhin gesehen? Ja, so müde und so alt bin ich. Das muß einmal sein Ziel finden; ich mag nicht im Irrenhaus enden! Das Sterben ist vielleicht gar nicht so schwer für mich, einen starken Schmied. Warum sollte ich nicht auch das Leben überwinden können? Das liegt hinter mir. Es war etwas kurz. Und du setzest meine Reise fort! Hörst du? Die Leute freuen sich noch über dein junges Gesicht. Deine Trauer braucht Liebe, meine braucht nur Gnade. Und Aenne wartet drüben auf dich; ich weiß es bestimmt. Hörst du mich?"

Jochen antwortete nicht. Der Schlaf wogte in dem süßen Dufte des Heus und betäubte alle Gedanken. Ein tiefes Schweigen umlagerte den Hof. Durch einzelne Ritzen der Bretterwand sah der Schmied in die mondhelle Nacht, die über den Weiten des holsteinischen Landes lag.

„Hörst du: Aenne wacht drüben und hält ihre Tür offen!" wiederholte der Schmied nach langem Warten. Dann war wieder Stille ringsum. Die Spinnfäden über den Ritzen der Wände hingen bewegungslos und lauerten silbern. Die Nacht draußen lebte ohne Zählung der Stunden. Es war, als ginge die Zeit nicht voran.

Neben dem schlafenden Jungen saß der Schmied und legte die knöchernden Hände aneinander. Er schaute durch die Dunkelheit auf sie nieder, als könnte er ein bildhaftes Gebet betrachten. Es war ein spätes Gebet an die Menschen. Tausende gingen an ihm vorüber, wie ein großer Ansturm des Volkes. Sie riefen alle: Du gehörst zu uns! Und diesen Massen wanderte er entlang, bis es immer weniger wurden und bis zuletzt nur noch einzelne Gruppen neben ihm standen. Helft mir! sprach er sie an und erschrak in derselben Sekunde über die hageren Gesichter, an die er sich wandte. Er ging weiter, und da waren es nur noch wenige, die ihn begleiteten, und schließlich ging er ganz allein auf der Landstraße und suchte und grüßte die Gruppen, die auch suchten. Da sagte er sich los von denen, die er liebte.

„Geh nicht in den Tod! Ich will alles für dich tun!" hatte ihm Aenne gesagt. Aber um auf den Tod zu verzichten, mußte er endlich wieder Menschen fühlen! Und nun hatte er ihr Wort aufgegriffen und lachte über den schlafenden Knaben und wollte hinüber zu ihr. Einen Trost wenigstens, einen Galgenfraß! (Fortsetzung folgt.)

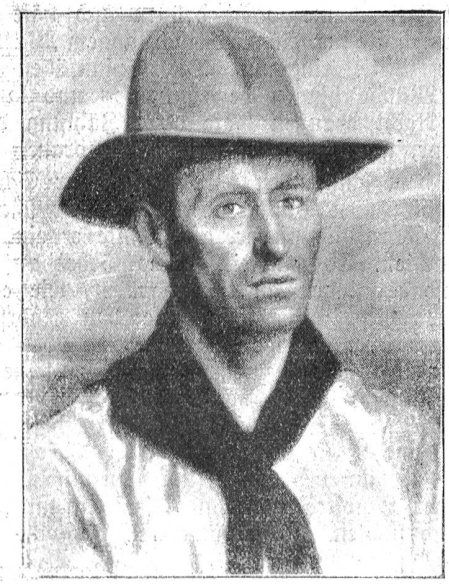
„10 000 Meilen im Sattel."

Wir haben kürzlich in unserem Blatte das Buch des Berners F. A. Tschiffely mit dem obigen Titel angekündigt. Es mag unsere Leser interessieren zu vernehmen, wie der nach Argentinien verschlagene Berner Lehrer zu seiner erstaunlichen Reiterleistung: dem Ritt von Buenos-Aires nach Washington — gelangt ist. Wir entnehmen die Kenntnis der näheren Umstände, die ihn zum Entschluß kommen ließen, und seiner Vorbereitungen zur Reise der Einleitung seines Buches. Anschließend geben wir als Textprobe mit Erlaubnis des Verlages eines der interessantesten Kapitel wieder, nebst dem Bilde des Verfassers und zweier eigenhändiger Aufnahmen, die die entsprechenden Reisesituationen festhalten.

Der Plan eines Dauerrittes durch die beiden Kontinente, erklärt Tchiffely in seiner Einleitung, entsprang nicht einem plötzlichen Einfall, sondern war das Ergebnis jahrelanger Ueberlegungen. Die Triebfeder dazu war allerdings eine gewisse Abenteuerlust, die im Einerlei der Schularbeit — Tschiffely unterrichtete neun Jahre lang an der größten englisch-amerikanischen Schule in Buenos-Aires — keine Befriedigung fand.

Der Reiseplan fand Unterstützung durch Dr. Emilio Solanet, einem begeisterten Züchter der sogenannten Kreolenpferde. Dieser stellte ihm zwei bewährte Pferde dieser Rasse zur Verfügung. Der ungeheuren Widerstandskraft dieser zähen Tiere verdankte Tschiffely in erster Linie das Gelingen seiner strapaziösen Reise. Denn es galt dabei, die unendlichen Bergketten und Sandwüsten der Cordilleren mit plötzlichem Wechsel von Hitze und Kälte, mit ihrem Mangel an Wasser und Nahrung, mit ihren unzähligen Mühsalen und Gefahren bei Tag und bei Nacht zu überwinden. Keine andern Pferde, meint der Verfasser, hätten zu leisten vermocht, was seine kleinen Kreolenpferdchen. Die erstaunliche Leistungsfähigkeit verdanken diese Tiere ihrer Abstammung

von jenen ersten von Don Pedro Mendoza (1535) nach Argentinien verpflanzten spanischen Pferden, die nach der Zerstörung des ältesten Buenos-Aires durch die Indianer sich selbst überlassen waren und infolge Hunger, Durst und



A. F. Tschiffely. Nach einem Gemälde von A. J. Drucker, London 1932.

Verfolgung durch Indianer und wilde Tiere nach dem Gesetz der Auslese der Besten zu einer Rasse von wunderbarer Widerstandsfähigkeit heranwuchsen.

Tschiffely beschreibt die Art und Herkunft seiner Pferde und ihr Zureiten wie folgt:

„Die beiden Pferde, die mir Dr. Solanet gab, hießen „Mancha" — damals 16 Jahre alt — und „Gato", der 15 Jahre zählte. Sie hatten früher einem patagonischen Indianerhäuptling gehört und waren wilder als wild. Die Zähmungsversuche, denen man sie im Laufe ihres Lebens schon unterworfen hatte, waren eine Arbeit, die selbst den besten „Domadores" (Bereitern) ungezählte Schweißtropfen gekostet hatte. Sogar als ich sie übernahm, waren sie von „zahm" noch weit entfernt. Der jetzt 22jährige Mancha, der mit mir über 16,000 Kilometer weit gereist ist, läßt sich heute nur noch von mir satteln. Die beiden Tiere hatten, kurz ehe sie in meinen Besitz übergingen, einen Weg von über 1600 Kilometer hinter sich. Sie kamen mit einem Pferdetrupp von einer Estanzia in Patagonien und hatten auf dem Weg ihre Nahrung selbst suchen müssen. Sie haben nicht viel gefunden ...."

Wichtig war auch die Wahl des Sattelzeuges. Tschiffely kaufte sich einen Reit- und einen Packsattel. Als Reitsattel wählte er sich den in Uruguay und in Nord-Argentinien üblichen, bestehend aus einem leichten Rahmengestell, das mit Tierhaut überzogen ist und mit Schaffellen unterlegt wird. Nachts lieferte dieser Sattel dem Reiter das Bett. Ein Zelt konnte sich Tschiffely des Gewichtes wegen nicht leisten; er mußte sich mit einem großen „Poncho" (einer Decke mit einem Loch zum Durchstecken des Kopfes) begnügen. Ein leichtes Moskitonetz vervollständigte die Reiseausrüstung.

Ein schweres Stück Arbeit kostete das Zureiten dieser wilden Pferde und ihre nachherige Unterbringung in einem Stalle in Buenos-Aires. Seinen anfänglichen Plan, einen Polizeihund mitzunehmen, ließ er der Nahrungsschwierigkeiten wegen fallen. So begab er sich ganz ohne Schutz und nur mit den Empfehlungen seiner Gönner ausgerüstet auf die gefahrvolle Reise.

Lassen wir nun dem Verfasser das Wort.

Erdrutsche, ein Umweg und ein Berggewitter.

Angeschwollene Flüsse und Erdrutsche zwangen uns zu einem großen Umweg über die Berge nach Westen. Die Eingeborenen der Gegend rieten mir dringend, einen Führer zu nehmen, der sich in den zahllosen indianischen Fußpfaden auskannte.

Mit Hilfe des Bürgermeisters fand ich einen Indianer, leider konnte der Mann weder spanisch sprechen noch verstehen. Ich kaufte noch einige Vorräte und machte mich auf den Weg. Der Indianer ging lieber zu Fuß, wie die meisten seiner Rassegenossen, und hielt mit den Pferden Schritt, selbst wenn sie Trab anschlugen. Er führte uns nach einiger Zeit in ein sehr rauhes Gebiet und gab mir hin und wieder ein Zeichen weiterzugehen, während er für sich einen kürzeren Weg wählte. Er hockte sich dann irgendwo weit vor uns nieder, kaute Kokablätter und wartete.

Wir hatten einige schwindelerregende Schwebebrücken glücklich hinter uns, aber nun kam das Schlimmste, was ich erlebte und nie mehr zu erleben wünsche. Selbst wenn man keine Pferde hat, kann es einem schlecht werden, wenn man über derartige Brücken gehen soll. Kalte Schauer laufen den Rücken hinab. Tatsächlich müssen viele buchstäblich mit verbundenen Augen und auf Tragbahren geschnallt hinübergeschafft werden. Diese besonders schlimme Brücke führt über einen tief unten liegenden, schäumenden Fluß und glich einer gigantischen Hängematte, die von einem Fels zum andern hinüberreichte.

Das gebrechliche Ding wurde von Tauen, Drähten und zähen Pflanzenfasern zusammengehalten; der Boden bestand aus kreuzweise übereinander gelegten, mit rauhen Matten bedeckten Prügeln, um dem Fuß Halt zu geben und ein Abgleiten in die Tiefe zu verhüten. Dieses ganz seltsame Erzeugnis der Brückenbaukunst war ungefähr 1,20 Meter breit und 137 Meter lang. In der Mitte sackte eine Wölbung nach unten.

Ich betrachtete mir mal das Ding ganz genau und wurde schon vom Ansehen schwindlig, und der Gedanke an das, was geschehen könnte, erweckte in der Magengegend ein Gefühl, als hätte ich einen großen Eisbrocken verschluckt. Doch was konnte ich tun? Hinüber mußte ich doch, wenn ich nicht nach Ayacucho zurück und dort die Trockenzeit abwarten wollte. Ich sattelte also ab, gab die Führerleine dem Indianer und machte ihm ein Zeichen, zuerst Mancha hinüberzubringen. Meinen Mancha kannte ich ja — ich packte ihn am Schwanz und hieß ihn gehen, während ich immer beruhigend auf ihn einsprach. Als wir auf die Brücke traten, zögerte er einen Augenblick, roch prüfend an den Matten, betrachtete sorgfältig die seltsame Umgebung, spitzte die Ohren, als ich wieder zu ihm sprach, und schritt dann vorsichtig voran. Langsam näherten wir uns dem Sack in der Mitte, da begann die Brücke ganz scheußlich zu schwanken, und ich fürchtete, daß Mancha sich umwenden könnte, was sein Ende bedeutet hätte. Doch nein, er blieb bloß stehen und wartete, bis das Schwingen nachließ, und setzte den Weg fort. Mir war der Hals wie zugeschnürt vor Erregung, aber ich sprach ihm unentwegt weiter zu und klopfte ihm die Hinterbacken, eine Liebkosung, die er sehr schätzte. Nachdem die Mitte hinter uns lag, schien auch Mancha eine Erleichterung zu spüren, denn er hatte es jetzt ziemlich eilig, in Sicherheit zu kommen. Sein Gewicht bewegte die Brücke so heftig hin und her, daß ich mich mit einer Hand am Drahtgeländer festhalten mußte. Gato, der seinen Kameraden sicher auf der andern Seite sah, machte wenig Mühe und schritt gelassen, ruhig und stetig wie immer hinüber. Die Pferde waren in Sicherheit und nun holten wir zwei Männer das Gepäck und Sattelzeug. Bei der nächsten Indianerhütte feierten wir den glücklichen Uebergang mit einem langen, langen Chicatrunk, wäh-

rend Mancha und Gato draußen grasten, als ob gar nichts Besonderes geschehen wäre.

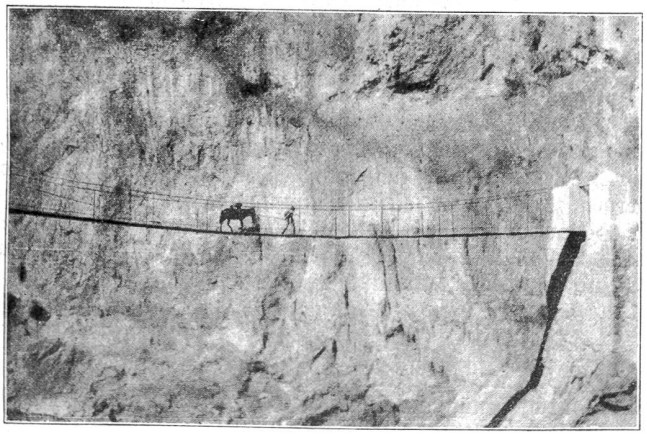
Schwere Regengüsse peitschten herab, und die Gebirgspfade hatten sich in rauschende Flüsse verwandelt, die Erde und losgerissenes Gestein mit sich führten.

Der Führer deutete auf einen Berghang, der wie eine riesige Mauer zum Himmel emporragte. Es schien, als ob er sagen wolle: „Dort müssen wir rauf!" Das kam mir so absurd vor, daß ich glaubte, falsch verstanden zu haben. Aber unser Weg führte tatsächlich kerzengerade auf die Mauer zu und bald kletterten wir auf einem mehr als halsbrecherischen, teilweise aus dem Fels gemeißelten Pfad hinauf. Er war so steil, daß ich um meine Pferde bangte. Als wir uns endlich doch zum Gipfel hinaufgeschunden hatten, lag ein neues, ganz ähnliches Hindernis vor uns. Der Andenwanderer gewöhnt sich bald an derartige Ueberraschungen und Enttäuschungen. Eben hat man etwas bewältigt und freut sich, und dann kommt dasselbe in Grün noch einmal und noch einmal.

Die Indianer dieser Gegend sehen mürrisch und verdrießlich aus, sind aber, so weit ich sie kennenlernte, gefällig und gastfreundlich. Ich werde nie vergessen, wie sich eine einsame Frau unserer annahm, als wir zu ihrer Hütte kamen. Der Mann war fortgegangen, und sie war mit ihren Kindern zu Hause geblieben. Sie kochte etwas zum Essen und ich schenkte den Kindern Schokolade, denn die gute Frau wollte kein Geld nehmen. Nach dem Essen überkam uns der Schlaf, wir breiteten die Decken unter einem niedrigen Stalldach aus und schliefen zwischen den Schweinen. Wenn man müde ist, ist man mit allem zufrieden. Wir waren herzlich froh, als der Morgen anbrach und wir den Weg fortsetzen konnten, denn die Nacht war bitter kalt gewesen.

Die Täler unten lagen noch im tiefen Nachtdunkel, nur die Gipfel glühten unter den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne wie riesengroße Holzkohlenfeuer auf. In dem Maße, in dem der Sonnenball höher stieg, tastete sich sein Licht immer tiefer und tiefer die Bergwände hinab, bis es auf die schwere Nebeldecke unten fiel. Bald spürten unsere ausgefrorenen Leiber die wohlige Wärme und die Atemwolken, die die Pferde aus den Nüstern pufften, wurden immer dünner und zuletzt ganz unsichtbar.

Dann fing das Nebelmeer unten an zu wallen, sich zu heben, hier und dort entstand eine Oeffnung, durch die wir das Tal heraufschimmern sahen, bis ein treibender Nebelfetzen das Loch wieder verstopfte. Zuweilen trieben weiße Massen zusammen, stiegen auf und ballten sich zu grotesken



Schwebebrücke in Peru. — Das Pferd ist der von einem Indianer geführte Gato.

Formen. — Langsam hob sich der Nebel zu uns herauf; die Sonne verwandelte sich in eine große, graue Scheibe und verschwand hinter einem dichten Vorhang, und eine feuchte Kälte drang uns bis auf die Haut. Ich hoffte, daß Wolken und Nebel bis Mittag verschwinden würden, das war aber nicht der Fall, sondern es wurde immer dunkler.

Eine andere Schwebebrücke. — Sie ist aus Pflanzen- und Wurzelfasern errichtet und unter Felsblöcken verankert.

Gegen Abend hörten wir fernes Donnerrollen, und plötzlich umtobte uns ein furchtbares Unwetter. Mein indianischer Führer, der unsern kleinen Nahrungsvorrat auf dem Rücken trug, rannte voraus. Zum Glück entdeckten wir einen überhängenden Felsen, der allen genügend Schutz bot. Der Regen stürzte in so gewaltigen Strömen herab, daß ich mich glücklich pries, nicht an einem Berghang klebend von ihm erwischt worden zu sein. Sobald das Toben nachgelassen hatte, verließ mich der Indianer, um nach dem Wetter zu sehen, wie ich glaubte. Ich wartete fünf Minuten, zehn Minuten, eine Viertelstunde und dann wunderte ich mich und machte mich auf die Suche. Keine Spur! Schon wurde es dämmerig, und der Mann kam immer noch nicht. Ich sattelte ab und bereitete das Nachtlager unter dem Felsen. Der schlaue Bursche hatte sich offenbar auf den Heimweg gemacht und selbstverständlich auch meine Eßvorräte mitgenommen. Dummerweise hatte ich vorausbezahlt, also — warum sollte er sich weiter mit dem elenden Weg abschinden, besonders noch in der Regenzeit!

Ich befand mich nicht zum erstenmal in einer derartigen Lage und beschloß, auch diese Sache, so gut es ging, zu Ende zu bringen. Gras war nicht vorhanden, und die Pferde standen neben mir, während ich auf den Satteldecken saß und Zigaretten rauchte. Ich suchte mir aus früher gelesenen Speisekarten das Beste aus, während Mancha und Gato vielleicht von fetten, grünen Alfalfafeldern und Stallkrippen voll goldener Haferkörner träumten. Eine Forschungsfahrt durch sämtliche Satteltaschen förderte einen kostbaren in Papier gewickelten Schatz zutage — ein Stück Kandiszucker. Am Morgen brach ich den großen Brocken in drei gleich große Stücke, und während ich alles zum Weitermarsch vorbereitete, lutschten wir drei an unserem Zucker herum. Nur zu bald war der Genuß zu Ende; wir leckten die feuchten Lippen, um ja nichts von dem köstlichen Geschmack zu verlieren.

Ein Kompaß ist im Gebirge ziemlich wertlos, denn man ist an seinen schmalen Felsenpfad gebunden. Gabelt sich der Weg, dann muß man die Richtung einschlagen, die einem die richtige zu sein scheint und im übrigen aufs Glück vertrauen. Ich hatte Glück an jenem Tag, denn abends sichtete ich auf einem Berghang eine kleine Niederlassung. Es war Pancara, wie mir der Alcalde sagte. Das machte mich zwar nicht gescheiter, aber ich war froh, denn nun war eine ausgiebige Mahlzeit nicht mehr ganz aussichtslos. Der indianische Alcalde brachte mich neben seinem Anwesen in einer kleinen Hütte unter, bald stand ein Teller

dampfender Hafergrütze vor mir, und die Pferde kauten an einem Bündel Stroh. Ich hätte noch mehr essen können, aber selbst nach diesem bißchen fühlte ich mich wie neugeboren. Ein Blick auf die Pferde sagte mir, daß auch sie fertig waren, und nun wanderte ich von Hütte zu Hütte, um für sie noch etwas herauszuschlagen. Ich hätte gerne jeden Preis bezahlt, aber es war nichts zu machen.

Bei Sonnenaufgang führte mich der Alcalde zu einem Pfad, auf dem ich die „mejorada", die Endstation der Zentralperuanischen Eisenbahnlinie, erreichen würde. Ich glaubte mich mehr als einmal auf dem falschen Weg, denn es wurde Abend und ich konnte immer noch keine Eisenbahnschienen erkennen. Ich ritt um eine Wegbiegung, und siehe da, weit vor uns lag ein grünes Tal, durch das sich ein schwarzer Faden zog. Wir waren auf dem richtigen Weg, denn das mußte die Eisenbahn sein, die Eisenbahn, die ich schon so lange nicht mehr gesehen hatte.

Auf dem höchsten Punkt des Zickzackweges angelangt, blieb ich stehen und sattelte um. Während ich damit beschäftigt war, trat ein Mann mit einem Maultier am Zügel auf mich zu und stellte sich als deutscher Bergingenieur X. vor. Er hatte sich verirrt und war sehr niedergeschlagen, als er mir von seinem Mißgeschick und von seinem Hunger erzählte. Zusammen kletterten wir langsam abwärts den Häusern zu, die wie kleine Punkte aussahen.

Beim „Bahnhof" stand eine kleine Schenke. Der hungrige Ingenieur raste ins Lokal, ohne sein betrübt aussehendes Maultier abzusatteln und erschien gleich wieder mit einer Wurstkette und Brot, in die er wie ein halb Verhungerter hineinbiß.

Johann Gaudenz v. Salis-Seewis.

Zum 100. Todestag des Dichters, 29. Januar 1934.

Wer kennt nicht den gemütvollen Bündner Dichter Johann Gaudenz von Salis-Seewis! Wir singen ja seine Heimweh- und Schweizerlieder heute noch in Schule, Haus und Vereinen mit besonderer Liebe und Inbrunst, wir erinnern nur an „Traute Heimat meiner Lieben", an „Das Grab ist tief und stille". Allerdings gehört der Dichter nicht mehr zu den vielgelesenen. Seine etwas sentimentale Art ist uns heute fremd geworden, wie die Werke von Salomon Geßner, Hölty und Matthison, diesen Vertretern der rührseligen Mondschein- und Schäferpoesie. Salis ist aber entschieden der Größte dieser Gruppe, durch und durch wahr, edel, von bestem Willen beseelt, als Mensch in jeder Beziehung ein Charakter. Von seinem dichterischen Talent sagte er einmal schlicht und bescheiden: „Von allem Guten, was ich an mir gebrechlichem Menschen aufzufinden vermag, ist das poetische Talent das, worauf ich mir am wenigsten einbilde und zugute tue. Es ist eine freie Gabe des Himmels, und der Ruhm, den ich dafür erhalte, setzt mich in Verlegenheit." Dieser Ruhm fiel nun allerdings dem Dichter in reichem Maße zu. Seine Gedichte wurden in schweizerischen und deutschen Almanachs mit Vorliebe gebracht, ins Englische übersetzt, wo sie nicht minder Aufsehen erregten.

In aller Kürze sei der Lebenslauf des Mannes, der vor 100 Jahren, am 29. Januar 1834 Abschied von dieser Erde nahm, skizziert. Er führt uns mitten in eine an wichtigen historischen Ereignissen reiche Zeit, an denen die ersten Stellungen Salis zudem aktiven Anteil nahm. Er wurde am 26. Dezember 1762 als Weihnachtskindlein im Schlosse Bodmer zu Malans den Eltern geschenkt. Das Geschlecht der Salis hat den Bündnern manchen ausgezeichneten Staatsmann und tüchtigen Offizier geliefert. Der Vater des Dichters, ein reichbegüterter Patrizier, war regierender Landammann, stand an der Spitze des Zehngerichtebundes. Die Mutter, eine geborne von Salis-Bodmer, war eine feinfühlende, stille, bescheidene Frau, die ihren Sohn nachhaltig beeinflußte.

Mit 16 Jahren kam Johann Gaudenz in eine Schule für vornehme bernische Patrizier in Lausanne, entschied sich dann, der Sitte der damaligen Zeit bei hochstehenden Aristokratensöhnen entsprechend, für den Soldatenberuf, trat mit 17 Jahren als Gardefähnrich in den französischen Solddienst. An Versuchungen aller Art fehlte es dem jungen, bildhübschen Burschen, der schon nach wenigen Monaten zum Lieutenant befördert wurde, in Paris sicher nicht. Er ist ihnen nicht unterlegen. Die feinsinnige, hochgebildete Sophie de la Roche, die bekannte Freundin Wielands, rühmte von ihm: „Der Graubündner ist einer der edelsten jungen Männer, welche ich je sah; Sitten, Geist und Grundsätze vortrefflich. Ich muß noch hinzufügen, daß er zugleich eine der schönsten Mannspersonen ist."

Von Paris aus unterhielt Salis einen lebhaften Briefwechsel mit Lavater und Geßner, die den jungen Mann förderten. Im Herbst 1780 konnte er einen Urlaub in der Heimat verbringen. Damals schrieb er sein schönes Herbstlied, das heute in jedem Schulbuch zu finden ist:

„Bunt sind schon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder
Und der Herbst beginnt ...."

Der oft kränkliche junge Offizier befaßte sich mit den tiefen Gedanken von Leben und Sein, Werden und Vergehen. In jungen Jahren schrieb er das tiefempfundene Grablied:

„Das Grab ist tief und stille,
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land ...."

Ganz anders zuversichtlich klingt das lenzfrohe Märzlied:

„Nun da Schnee und Eis zerflossen
Und des Angers Rasen schwillt,
Hier an roten Lindenschossen
Knospen bersten, Blätter sprossen,
Weht der Auferstehung Odem
Durch das keimende Gefild.

Sprießt ihr Keimen aus den Zweigen,
Sprießt aus Moos, das Gräber deckt!
Hoher Hoffnung Bild und Zeugen,
Daß auch wir der Erd' entsteigen
Wenn des ewigen Frühlings Odem
Uns zur Auferstehung weckt."

Das Hofleben war dem reinen, für alles Gute, Wahre und Schöne begeisterten jungen Menschen in der Seele zuwider. Oft sehnte er sich nach den stillen, schönen Bündner Bergen zurück. Aus diesen Stimmungen heraus entstanden die Heimwehlieder, wir nennen nur das immer schöne „Lied eines Landmanns in der Fremde", die 1785 entstandene „Elegie an mein Vaterland":

„Heil dir und dauernde Freiheit, du Land der Einfalt und Treue!
Deiner Befreier Geist ruh' auf dir, glückliches Volk!
Bleib durch Genügsamkeit reich und groß durch Strenge der Sitten;
Rauh sei, wie Gletscher, dein Mut; kalt, wenn Gefahr dich umblitzt ..."

Da ihm in der Pariser Schweizergarde die Möglichkeit eines raschen Avancements genommen war, entschloß er sich, in das Linien-Infanterieregiment des Obersten Salis-Samaden in Arras einzutreten; gleichzeitig wurde er zum Haupt-